

## I. EINSTIEG

Vor wenigen Tagen bin ich von einer Reise nach Tokio zurück gekommen. Diese Megastadt ist überwältigend. 35 Millionen Menschen leben dort auf engstem Raum. Das sind doppelt so viele wie in ganz Nordrhein-Westfalen. Werden wir in Zukunft alle in Megastädten leben?

Schaut man auf die Zahlen, dann könnte man diesen Eindruck gewinnen. 2007 leben erstmals mehr Menschen in Städten als auf dem Land. Die Megastädte wachsen rasant. Immer mehr Menschen flüchten in die Stadt – auf der Suche nach Einkommen für ihre Familien, nach einem erfüllten Leben, nach einem bisschen mehr Glück.

Ich glaube, für uns in Europa sind die Megastädte kein Zukunftsmodell. Bei uns ist die Entwicklung vielfach gegenläufig. Bei uns ziehen immer noch viele Menschen aufs Land. Viele Innenstädte drohen zu veröden.

Wollen wir dabei einfach zuschauen oder gestalten? Nordrhein-Westfalen ist ein Land der großen Städte. Unsere große Chance liegt im engen Austausch von Stadt und Land.

Wenn man sich die sozialen Verwerfungen, die Umweltbelastung oder die immensen logistischen Schwierigkeiten anschaut, unter denen die chaotisch wuchernden Riesenstädte in Asien, Afrika oder Südamerika leiden, dann geht es uns gut. Nach wie vor gibt es die große urbane Tradition, die Europa zu dem gemacht hat, was es heute ist.

Aber auch unsere Städte sind unter Druck. Die größten Veränderungen bringt vielleicht der demographische Wandel. Die Mischung stimmt nicht mehr. Die Altersstrukturen verschieben sich. Die Stadtbevölkerung wird weniger, älter und „bunter“. Junge Menschen und ihre Familien ziehen häufig raus aus der Stadt. Zurück bleiben vielfach ältere Menschen und Mitbürgerinnen und Mitbürger mit Zuwanderungsgeschichte.

So manch einer wird angesichts dieser Herausforderungen zum Pessimisten. Da ist dann von der „demographischen Katastrophe“ die Rede. Solch Pessimismus, ja Fatalismus, ist unangebracht. Gerade auch in den demographischen Veränderungen liegt eine Chance, neu darüber nachzudenken, wie wir in Nordrhein-Westfalen in Zukunft leben wollen.

## II. DIE DISKUSSION HAT BEGONNEN

Die Diskussion hat begonnen. Sie ist nicht nur eine Architektur-Debatte. Aber die gibt es auch. Und sie muss weitergeführt werden.

Am Samstag fand ich in einer Zeitung einen wütenden Aufschrei mit der Überschrift „Die Modernen gehen uns auf die Nerven“. Dort stand zu lesen: „Jedoch, die Leute sind’s jetzt leid. Sie sind es leid, sich von autistischen Architekten ihre Städte verschandeln zu lassen. Wie viele Jahrzehnte sollen sie noch unter Beweis stellen dürfen, dass sie keinen Sinn für urbane Strukturen haben und am Menschen vorbeikonstruieren. Wahrlich, sie haben ihre Chance gehabt. Bauen wir halt wieder auf, was seine Probe bestanden hat!“

Stimmt das? Und wo ist die Lösung?

Die Welt am Sonntag berichtete gestern in einem Vorab-Bericht zur heutigen Veranstaltung, dass Architektenpräsident Miksch und der Bochumer Sozialwissenschaftler Volker Eichener „den massenhaften Einsatz von Abrissbaggern“ forderten, „damit entstehen kann, was gebraucht und nachgefragt wird“.

Wo wird dies gebraucht? Für neue Reihenhaussiedlungen bei gleichzeitiger Verödung der Innenstädte? Für neue Einkaufszentren auf der grünen Wiese, wie sie immer noch entstehen? Oder besser gleich Einkaufszentren am Rande der Innenstädte oder im Bahnhof mit den gleichen Auswirkungen? Oder für den Abriss der Schnellarchitektur der Nachkriegszeit? Für den Abriss der Wohnsiedlungen aus denselben Jahren?

Müssen wir nicht erst einmal klären, welche Städte wir wollen und welche Architektur? Hat unsere Ratlosigkeit nicht auch damit zu tun, dass die letzte wirklich bedeutende Idee der Architektur das Bauhaus war? Und das ist jetzt auch schon 90 Jahre her.

Ein Bedarf zur Klärung solcher Fragestellungen ist offensichtlich. Nicht nur wegen der Demographie. Nicht nur wegen der unbegrenzten Landschaftszerstörung. Sondern auch, weil nach Prognosen der Landesbausparkasse die Bevölkerung kleiner wird und trotzdem der Wohnbedarf steigt. Konkret, so heißt es, kommen bis 2020 jedes Jahr 30.000 zusätzliche Einzelhaushalte hinzu. Je nach Abrissumfang könne der Bedarf jedes Jahr sogar auf 55.000 Wohnungen steigen.

Noch eine Lese Frucht, vom vergangenen Mittwoch, aus der „Welt“: „Aber die Moderne sei müde geworden, so konstatierte der Nestor der deutschen Stadtplaner, Thomas Sieverts in Dresden. Die Emotionalität ihres Aufbruchs ist tödlicher Langeweile gewichen. Was wirklich noch Leidenschaften entfesselt, was Besucherscharen anzieht, was die Freizeit-, die Urlaubs- und die Privatwelt prägt, das sind Monumente einer Gegenwelt.“

Und im gleichen Artikel heißt es: „Doch kein noch so trotziger Einwand konnte die Grunderkenntnis entkräften: „Die technischen Materialien, die konstruktive Zeichenhaftigkeit und die Bildlosigkeit moderner Architektur“ werden von immer mehr Menschen „als rational und abstrakt, maschinell und synthetisch empfunden“.

Und noch einmal Thomas Sieverts in einer resignativen Bilanz: „Eine Architektur, die für diese Aufgaben verlangt wird, kann offensichtlich nicht geliefert werden. Wir haben zurzeit keine Position, die wir mit Überzeugung vertreten können.“

Ich glaube, Sieverts hat Recht. Aber dann macht die Forderung nach Abriss so keinen Sinn. Abriss und dann? Blümchen und Bäumchen?

Worum es geht, das kann man - so meine ich – in Berlin bestaunen. Der einst so gepriesene Potsdamer Platz hat sich m. E. nach sowohl städtebaulich wie architektonisch als eine Fehlplanung erwiesen. Die Neubauten in der Stadtstruktur zwischen Pariser Platz und Gendarmenmarkt sind dagegen m. E. nach geglückt.

Liegt der Fehler darin, dass zum einen der alte Satz „Die Form folgt der „Funktion“ dann nicht mehr stimmt, wenn er sich nicht in ein Stadtbild einordnet? Ist nicht die Stadt mehr als eine Ansammlung von Solitärgebäuden, wie sie das Bauhaus vorgibt? Ist nicht der wirkliche Grund für unser Problem, dass wir keine Stadtplanung mehr haben?

Keine Angst. Ich fordere jetzt nicht die Rückkehr zu den starren Bebauungsplänen der 80er Jahre. Ich fordere die Entwicklung einer neuen Stadtplanung für das 21. Jahrhundert. Ich bin sicher, das wird nicht etwas ganz Neues sein. Es wird auch nicht das Ende der modernen Architektur des Bauhauses sein. Es wird aber eine Idee von Stadt sein, die mehr ist als die Entscheidung zwischen Hochhaus und Traufhöhe. Es wird kein geschichtsloses Bild sein, sondern auf der Idee der europäischen Stadt beruhen, die bekanntermaßen frei macht. Es wird ein Stadtbild sein, das menschliches Maß hat. Übrigens kein Einheitsbild,

sondern ein anderes für jede Stadt. Denn jede Stadt hat ihre eigene Geschichte.

Man wird dann übrigens auch die Frage aufwerfen müssen, ob eigentlich wenige Stadtplanungsbüros oder städtische Planer, angebunden an wenige Lehrstühle, weiter das Gleiche entwerfen sollen. Als Stadtentwicklungsdezernent habe ich einmal erlebt, wie der Entwurf für ein neues Stadtviertel in meiner Heimatstadt auch in einer anderen Gemeinde verwirklicht wurde, weil diese dasselbe Planungsbüro beauftragt hatte. Übrigens wird man auch die Ergebnisse unseres Systems öffentlicher Architekturwettbewerbe thematisieren müssen.

Aber ich will nicht nur Fragen stellen. Ich will auch zeigen, wie sich die Landesregierung – zugegebenermaßen vorsichtig – an dieses Thema herantastet.

Abschließende Antworten gibt es nicht. Manche von Ihnen wissen, dass ich mich mit diesem Thema auseinandersetze – sei es in der Staatskanzlei in Gesprächen mit Stadtplanern und Architekten, sei es im Zusammenhang mit der Kulturhauptstadt Europas 2010 oder sei es auf dem Architekten-Tag.

Ich freue mich über jede gute Idee. Denn das Thema ist wichtig. Sehr wichtig. Denn wir reden über das neue Nordrhein-Westfalen. Wir reden über unsere Heimat. Wir reden über unser Bild in der Welt. Wir reden über die Marke Nordrhein-Westfalen. Und davon hängt viel ab – wirtschaftlich, technologisch, wissenschaftlich und vor allem menschlich.

Deshalb einige Bemerkungen über die Städtebau-Angebote der Landesregierung.

### **III. STÄDTEBAU-AGENDA DER LANDESREGIERUNG**

#### **Erstens: Wir überwinden die Einseitigkeit und Monotonie in der Stadtentwicklung.**

Unsere Städte müssen schöner werden. Das meine ich im wahrsten Sinne des Wortes. Die Menschen sehnen sich nach Überschaubarkeit. Städte, die nicht schön sind, sind nicht lebenswert. Städte, die nicht schön sind, werden im demographischen Wandel nicht bestehen können. Wir pflegen, schützen, erhalten und entwickeln nur, was uns am Herzen liegt, was uns gefällt.

Gerade in den vielen Wasserflächen unserer Städte stecken riesige Potenziale dafür. Nehmen Sie zum Beispiel die Emscher-Region. Hier wurde ein lebendiger Fluss zur Kloake des Potts umfunktioniert. Aber die Zukunft wird anders. Die Vision von der blauen Emscher im grünen Emscher-Tal beflügelt bereits viele Menschen in der gesamten Metropole Ruhr. Hier werden völlig neue Möglichkeiten des Lebens und Arbeitens entstehen. Hier steht ein Quantensprung in Lebensqualität bevor.

Es ist gut, dass die Planer überall das Wasser in den Mittelpunkt stellen – sei es im Emscher-Tal, sei es mit Ruhrbania in „Mülheim“, mit „Phoenix“ in Dortmund oder

auch mit „Graf Bismarck“ in Gelsenkirchen. Auch der Düsseldorfer Medienhafen mit den berühmten Gehry-Häusern und der Rheinauhafen in Köln sind Erfolgsgeschichten.

Das Land unterstützt solche Vorhaben nach Kräften. Denn Wasser schafft Begegnung mit der Natur. Wasser schafft einprägsame Landmarken und damit zugleich Orientierung. Im geographischen wie im kulturellen Sinn.

Aber es genügt nicht, wenn wir an einigen wenigen Stellen glitzernde Solitäre in verödete Stadtlandschaften setzen und dann auf den berühmten Bilbao-Effekt warten. Es gilt, die städtischen Räume als Ganzes im Blick zu haben. Notwendig sind Anbindungen und Übergänge: Zwischen guten Quartieren und solchen mit Problemen. Und zwischen Wohnsiedlungen und revitalisierten Industriebrachen, die vielerorts noch wie Wunden klaffen.

**Mein zweiter Punkt: Eine schöne, lebenswerte Stadt ist eine „Stadt der kurzen Wege“.**

Ganz konkret bedeutet das zum Beispiel, dass wir den Einzelhandel in die Innenstädte zurückholen. Die Verödung vieler unserer Geschäftsviertel ist Gift für die wahrhaft urbane Stadt. Kaum eine Fußgängerzone hat heute noch ein individuelles Gesicht. Überall trifft man auf die gleichen Filialketten. Vielerorts schmerzen hässliche Leerstände. Alteingesessene Spezialläden sterben aus.

Diese Entwicklung haben wir selbst befördert. Welche Stadt hat denn nicht versucht, draußen auf der grünen Wiese ein neues Einkaufszentrum anzusiedeln? Deshalb werden große Verkaufsflächen auf der grünen Wiese in Nordrhein-Westfalen nur noch in Ausnahmefällen und mit strengen Auflagen genehmigt.

Solche Auflagen verändern natürlich auch die Anforderungen an die Verkehrsplanung. Auch hier wurden in der Vergangenheit große Fehler gemacht. Viel zu lange war das Auto das Maß aller Dinge.

Natürlich brauchen wir gute Straßenanbindungen zwischen den Städten und zwischen Stadt und Land. Aber in den Städten darf der Autoverkehr nicht alles dominieren.

Wir alle kennen sie, diese großen mehrspurigen Achsen, die städtische Quartiere zerteilen und isolieren. Die man nur mithilfe hässlicher Brücken und Angst einflößender Tunnel überwinden kann. Und an denen man wegen der Abgase und der Feinstaubbelastung kaum atmen kann.

An diesem Beispiel können Sie einen Kardinalfehler des Städtebaus in den letzten Jahrzehnten sehen. In den 60er und 70er Jahren wurde der Versuch gemacht, die autogerechte Stadt zu schaffen. Die Folge war Stadtzerstörung. In den 80er Jahren folgte das andere Extrem, die autofreie Stadt. Beide Konzepte scheiterten, weil sie der Versuch waren, für eine komplexe Aufgabe eine eindimensionale Lösung zu finden.

In der wahrhaft urbanen Stadt muss der Mensch im Mittelpunkt stehen, müssen Wohnen, Arbeiten, und Freizeit zusammengeführt werden. Der Verkehr hat eine wichtige, aber keine dominante Funktion. Deshalb stärken wir den Öffentlichen Nahverkehr, indem wir das ÖPNV-Gesetz novellieren. Und deshalb investieren wir in neue Wege für Fußgänger und Radfahrer. In diesem Jahr stehen für solche Projekte über 100 Millionen Euro an Landesmitteln bereit.

**Drittens: Die Verwirklichung der lebenswerten, schönen Stadt ist eine demokratische Aufgabe. Alle müssen Verantwortung übernehmen – die Politik, die Wirtschaft und vor allen Dingen die Bürger selbst.**

Wir wollen Wettbewerbe und Projekte, die die Bürger und die Wirtschaft dazu inspirieren, mitzumachen und sich einzubringen. Deshalb schaffen wir Freiräume und Anreize für Initiative vor Ort.

Ein schönes Beispiel sind die Immobilien- und Standortgemeinschaften, die wir jetzt gezielt fördern. Vorbild sind die *Business Improvement Districts* in den USA. Dort bringen Geschäftsleute und Hauseigentümer ihre Viertel gemeinsam auf Vordermann.

Bei uns ist es häufig so, dass sich nur einige wenige Geschäftsleute um die Verschönerung des Stadtteils kümmern. Um gemeinsame Werbekonzepte, mehr Sauberkeit oder um ein gemeinsames Leerstandsmanagement. Wir schaffen jetzt Anreize dafür, dass sich alle Geschäftsleute engagieren. Dazu gehört auch ein wenig sanfter Druck. Sind weniger als 25 Prozent der betroffenen Geschäftsleute oder Grundstückeigentümer gegen eine Standortgemeinschaft, dann kann diese

trotzdem eingerichtet werden. Und alle, die profitieren, müssen sich an den Kosten beteiligen.

Die Grundidee hinter solchen Initiativen ist ganz einfach: Die öffentliche Stadtplanung darf nicht alles im Detail vorgeben. Wer jeden Quadratzentimeter Raum verplant, der erstickt jede Initiative. Aber die öffentliche Stadtplanung darf Ideen haben. Wir müssen Spielräume für Neues lassen. Für Experimente. Für Ungewöhnliches.

**Viertens: Ghettos haben in der lebenswerten, schönen Stadt nicht zu suchen. Unser Maßstab ist die soziale und kulturelle Integration benachteiligter Stadtteile.**

Es nutzt wenig, wenn wir einige wenige Stadtteile herausputzen, in denen dann nur Yuppies mit Cabrios leben. Und in den anderen Quartieren verdichten sich soziale Probleme.

Niemand darf an den Rand geschoben werden. Schönheit hat auch etwas mit Ausgewogenheit zu tun, mit Balance und Symmetrie. Die lebenswerte Stadt ist die, in der wir miteinander leben und nicht nebeneinander. Wir wollen keine Parallelgesellschaften – nicht zwischen Einheimischen und Zugewanderten und auch nicht zwischen Jungen und Alten.

Gerade auch hier ist der demographische Wandel keine Bedrohung, sondern eine Chance. Die Chance, mehr in Qualität statt in Quantität zu investieren. Gerade auch in sozial schwierigen Quartieren geht es darum, nicht einfach nur ausreichend Wohnraum zur Verfügung zu stellen, sondern besseren Wohnraum.

Deshalb fördern wir den Abriss von Wohnhäusern, ja ganzen Quartieren, die aufgrund der demographischen Veränderungen nicht mehr gebraucht werden.

Deshalb fördern wir in sozial schwierigen Quartieren die Neugestaltung von Spielplätzen, Schulhöfen und Grünflächen.

Und deshalb unterstützen wir den Ausbau von Wohnungen, die den besonderen Bedürfnissen von älteren Menschen und Menschen mit Behinderungen entsprechen. Was nutzt die beste Infrastruktur im Stadtteil, wenn diese Menschen nicht mehr ohne fremde Hilfe mit ihren Wohnungen zurecht kommen? Wenn sie deshalb wegziehen müssen?

Hochwertiger Wohnraum, ein attraktives Wohnumfeld, eine gesunde Einzelhandelsstruktur und starke soziale und kulturelle Netzwerke gehören untrennbar zusammen.

- Deshalb schicken wir gerade in sozial schwierigen Stadtteilen mehr Lehrer und Sozialpädagogen in die Schulen.
- Deshalb richten wir Familienzentren ein, in denen es Betreuungsangebote für die Kinder gibt, Sprachkurse oder auch Beratungshilfen für die Eltern.

- Deshalb fördern wir Kunstprojekte, die gerade Kinder und Jugendliche dazu animieren, ihre Kreativität zu entfalten. Ein Rad greift hier ins andere.
- Und deshalb investieren wir alleine in diesem Jahr 152 Mio. Euro in städtebauliche Maßnahmen.

#### **IV. FAZIT**

Wer heute durch Nordrhein-Westfalen reist, der trifft auf prosperierende Städte und wunderschöne ländliche Räume. Ich persönlich kann mir kein schöneres Land vorstellen.

Aber: Mancherorts sind unsere Städte alles andere als schön. Und: Die Bedürfnisse verändern sich. Die Menschen wollen nicht irgendwie wohnen, irgendwie arbeiten, irgendwie leben. Sie wollen mehr Lebensqualität.

Dieses Bedürfnis zu befriedigen, ist nicht alleine Aufgabe der Politik. Die Renaissance unserer Städte ist eine Herkulesaufgabe, die uns alle angeht. Wir brauchen jede Bürgerin und jeden Bürger. Sie kennen ihre Städte am besten, denn sie leben dort. Wir brauchen Unternehmer, die sich zu ihrer Stadt bekennen und investieren. Wir brauchen Künstler, die sich des öffentlichen Raums bemächtigen. Und wir brauchen jeden einzelnen intelligenten Architekten, Verkehrsplaner und Energiespezialisten.

Da ist es lobenswert, dass die Architektenkammer Nordrhein-Westfalen vorangeht. Die Aktion „NRW wohnt“ ist vorbildlich, weil sie Dialog ermöglicht. Darüber, wie wir in Nordrhein-Westfalen in Zukunft wohnen und leben möchten. Ich wünsche Ihnen viel Erfolg!